

(Nachdruck verboten.)

54]

## Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

Des Morgens war die noch durch die Stube gegangen, als die Eltern im Bette lagen. Sie hatte ihnen zugenickt, ganz freundlich, gar nicht so maunlich wie sonst immer. „Warum haste Der denn heute so fein gemacht?“ hatte die Mutter gähnend gefragt, und der Vater hatte im Halbschlaf hinter ihr drein gebummelt: „Doch en schneidiges Mädchen! Mutter, Du mußt ihr nich so strenge halten, man is doch nur eenmal jung!“

An diesem Morgen war sie fortgegangen und — nicht wiedergekommen.

Wochen danach glaubte ein Mädchen aus der Nachbarschaft sie einmal in einer Droschke erster Klasse gesehen zu haben, ganz fidel, neben einem feinen Herrn. Das war aber auch alles, was die Eltern von ihr gehört, wie sie selbst sagten. Daß Mutter Reschke einen Abschiedsbrief von ihrer Trude bekommen, und was darin gestanden hatte, verschwieg sie, auch ihrem Mann.

Untereinander sprachen sie nicht mehr von ihr. Es gab Frau Reschke jedesmal einen Stich durchs Herz, wenn sie drüben Ladewig die Kunden hinausbekomplimentieren oder ihn den Kolladen herunterlassen sah — die Hoffnung war nun endgültig hin. Aber mit der Zeit fand sie, daß er frumme Beine hatte, und Hände, so knallrot, „zum Vergraulen“.

Ob Vater Reschke insgeheim an die Tochter dachte, verriet er nicht; seine Frau, die hatte ja doch nur Herz für Artur. —

Und Artur kam wieder. Gerade zur rechten Zeit. Die Geschichte mit Trude hatte bereits ihren Reiz verloren, die befriedigten Neugierigen blieben weg, der Keller war wieder leer — da erschien er!

Mit einem Schrei, außer sich vor Entzücken, hing ihm die Mutter am Hals; sie lachte und weinte. Kein Wort des Vorwurfs durfte ihn streifen; sowie der Vater nur den Mund aufst, fuhr sie ihm darüber: „Daß Artur doch in Ruh! Was Du immer zu quengeln has! Artur, wie is Dich? Artur, wat möchtest denn, mein Sohn?“ Sie war ganz verliebt in ihn, als wäre sie seine verlobte Braut.

In den ersten Tagen wurde Artur gepöppelt, wie ein kleines Kind. Er mußte bis zehn schlafen, den Kaffee brachte sie ihm ans Bett; ängstlich wachte sie darüber, daß niemand ihn scheel ansah. Und er ließ sich vorderhand die Bevormundung gefallen und dehnte sich wohl. Es mußte ihm sehr schlecht gegangen sein, seine Hände waren rissig, seine zusammengestopfelte Kleidung erbärmlich dünn, seine Stiefel zerrissen; seine Backen waren hohl und seine Brust eingefallen.

Er war sehr verschwiegen; die Mutter wollte von seinem Ergehen in der Zeit seiner Abwesenheit wissen, aber er sah sie, auf alle Fragen nur stumm und finster an. Zuletzt, als sie das Fragen nicht ließ, wurde er heftig, da wollte sie ihn doch nicht ärgern und unterdrückte jedes Wort.

Die Klingel gellte jetzt wieder eifrig. Die Mägde stürmten an; in den ersten acht Tagen glich der Reschkesche Keller einem Laubenschlag — raus — rein. Jede wollte Artur sehen, und alle kamen darin überein, daß er etwas sehr Interessantes an sich habe, etwas ganz besonders Anziehendes mit seinem blassen Gesicht und dem melancholischen Blick. Der konnte erzählen, wenn der nur wollte!

Arturs Gesundheit war nicht besser geworden; zu schwerer Arbeit war er nicht tauglich. Mutter Reschke war lange nicht so glücklich gewesen, als da er, wegen allgemeiner Körperschwäche, vom Militär freikam. So übernahm er denn das bisherige Amt des alten Reschke, führte die Bücher, goß Wasser über das Gemüse, war hier ein bißchen, da ein bißchen und ruhte sich meistens aus.

Heute hatte der Händler die ersten Musäpfel an Frau Reschke geliefert; die waren so schön, die konnte man dreist als seine Ehäpfel, Gravensteiner oder Goldvornänen weiter verbökern. So wurde Artur denn angestellt, mit einem ölgefeuchteten Lappen Stück für Stück glänzend zu reiben.

Er saß vorn im Laden, eine blaue Schürze seiner Mutter vorm Leib. Es ging auf zwölf, jetzt erschienen niemand mehr. Doch hoch, ein schwerer Tritt kam die Treppe herunter!

Lapp, lapp — langsam und bedächtig. Die Klingel schrillte und gellte anhaltend; so überlaut hatte sie kaum je gegetert. Unterm Eingang erschien eine große Gestalt, die ein Kind auf dem Arm trug.

Artur sprang auf, daß die Äpfel von seinem Schoß bis in die entferntesten Winkel kollerten — das war Mine!

„Lag, Artur,“ sagte sie ruhig und streckte ihm die Hand hin.

Er stand wie gelähmt. Eine unangenehme Empfindung schnürte ihm die Kehle zu. Starr sah er sie an, dann schlug er, indem eine plötzliche Röte sein Gesicht überflog, die Augen nieder.

Sie wurde nicht blaß und nicht rot. Kein Wechsel zeigte sich in ihren Zügen, nur, als sie ihm das Kind wies, schimmerte etwas wie Freude auf ihrem Gesicht.

„Artur, das is das kleine Mädel!“

Er machte eine unwillkürliche Bewegung, wollte ihr die Hand reichen und zog sie doch wieder schein zurück; ein Ausdruck großen Unbehagens kam in seine Miene.

„Unser kleines Mädel,“ sagte sie wieder. Seine Stummheit irritierte sie weiter nicht, mit einem Schwung setzte sie ihm das Kind auf den Arm; er mußte zugreifen, sonst wäre es gefallen.

„Wie heißt — je — denn?“ stotterte er.

„Fridchen.“

Er sagte nichts, sie auch nicht; stumm standen sie sich jetzt gegenüber. Das Kind sah mit runden Augen von einem zum andern.

„Kuck, Fridchen, Dein Pappa,“ sprach Mine dann leiser; zärtlich tupfte sie die Kleine aufs Wäddchen. „Siehste, Dein Pappa?“

Artur zuckte zusammen. Ganz vertraulich zerrte ihn das dumme Ding am Schnurrbart.

Mines Gesicht veränderte sich jetzt plötzlich, es wurde gramvoll; schwer legte sie dem jungen Manne ihre Hand auf den Arm. „Artur, 's Mädel wech nich wohin, rumstoben lassen wollen wer'sch doch nich in der Welt, was?“ Forischend sah sie ihm in die Augen; er suchte den Blick zu vermeiden, aber, offen und gerade, hielt ihn der ihrige fest.

„Was willst denn? Geh weg! Laß mich in Frieden,“ sagte er unwirsch, mit dem Wunsch, grob zu werden.

Sie ließ sich nicht abschrecken. „Was meenste, Artur, was machen wer?“

„Weiß ich's?! Daß mich in Ruh! Verflucht und zu genäht, was soll ich denn?!“

„Du sollst mer heiraten,“ sprach sie fest.

In diesem Moment betrat Frau Reschke den Laden. Sie überschaute die Situation mit einem Blick.

„Das Frauenzimmer?! Namu,“ schrie sie und rollte die Augen. „An der Balg?! Was 's denn los? Wat hast denn, Artur?“

Sie stellte sich schützend, mit ausgebreiteten Armen, vor ihren Sohn, aber Mine schob sie zur Seite.

„Ich hab mit 'n Artur was zu reden.“

„So, mit 'n Artur was zu reden,“ äffte die Alte ihr nach. „Wat jehst Dir der Artur an?! Kommste mer wieder auf de Belle? Du has hier jarnischt zu suchen, verstanden?!“

Mine blieb ganz ruhig; sie beharrte dabei: „Ich muß mit 'n Artur reden.“

„Na, denn los, los! Da bin ik aber neujierig!“ Frau Reschke stemmte die Arme ein.

Mine räusperte sich; einen Augenblick schien sie unsicher zu werden, dann sagte sie klar und deutlich: „'s is zu schlecht for en Kind, wenn de Mutter en lediges Mädel is. Deswegen soll mer der Artur heiraten.“

„Sei—raten?! Wa—wat?!“ Die Reschke fiel fast in Ohnmacht. Dann schlug sie eine schrille Lache auf: „Hei—raten?! Nu brate mer eener 'nen Storch, heiraten! Gaba!“

„Lach nich so dämlich,“ brummte Artur.

Mine stellte sich stramm auf. „Er m u ß mer heiraten!“

„Muß — ?! Sahahaha!“ Frau Reschke lachte noch frampfhafter.

„Ja, m u ß,“ sagte Mine. „So dumm bin ich lang nich mehr. Der Müldner hat mer'sch gefagt, der Artur muß mer Geld geben, alle Monat — „Allemente“ spricht mer — bis de Fridchen vierzehn Jahr is. Un wenn er'sch nich tut, denn

Vertrag ich'n; denn kolt ihn de Polzeet. Aber ich will gar keen Geld. Heut nacht hab ich mer'sch überlegt, ich will lieber, daß er mer heirat. 's is besser for de Fridchen, wenn se 'n Vatter hat. Gelle, Artur" — sie trat dicht an ihn heran, der noch immer das Kind steif auf dem Arm hielt, und sahste treuherzig seine Hand — „De heiratst mer? Wegen der Fridchen! Gelle?“

Artur räusperte sich verlegen, er war heiß und rot, wie ein ertrappter Schuljunge. Ohne Wort, sah er nur immer das kleine Mädchen an.

„Ja,“ rief Mine eifrig, „kud Der'sch nur an, 's sieht Der ganz gleich. Jesez, ne, wie de Fridchen Der ähneht!“

„Artur, laß Der nich dumm machen,“ schrie Mutter Reschke von der anderen Seite, „det kann jede sagen. Beweise, Beweise! Du Schlemihl, ich sag Der, schmeiß se raus! So 'ne Schwindlerin! So 'ne Rumtreibern! So 'ne —“ Die Stimme schnappte ihr ab, mit erhobnen Armen fuhr sie auf Mine los, immer die geballten Fäuste in der Luft schüttelnd. „Sag's noch mal, daß der Artur Der heiraten muß! So 'ne Kusverschämtheit! Untersteh Der! Was jeht Dir mein Artur an?! Kaus! Kaus!“ Sie packte Mine am Ärmel.

„Daß man, Mutter!“ Artur zerrt die Aufgebrachte gewaltsam von Mine fort. Die Reschke ließ sich ziehen, aber ihre Fäuste blieben immer noch drohend in der Luft; sie retirierte hinter den Ladentisch, und von da aus ergoß sich der Schwall ihrer weiteren Schimpfreden.

Da gab es kein Einhalten. Noch nie hatte sich Frau Reschke Zunge so flink gerührt. Das sloß ihr wie Wasser vom Mund. Nur wenn ihr der Atem ausging, hielt sie einen Augenblick inne.

In Arturs Gesicht zuckten die Muskeln, nervös kante er an seinem Schnurrbart.

Mine stand ruhig, nur das wechselnde Rot und Bläß auf ihren Wangen zeigte ihre Erregung. Sie hatte hastig das Kind wieder an sich genommen; nun neigte sie ihren Kopf auf das blonde Köpfchen.

„Kaus,“ schrie die Reschke und spuckte aus, „mach, det'sie ihr los wirst, die Bettell!“

Mit einem großen Schritt trat Mine plötzlich an den Ladentisch, gerade der Wütenden gegenüber. „Er wird mer nich los.“ Sie stützte die freie Hand auf den Ladentisch und erwiderte furchtlos den Blick der funkelnden Augen. „Halten Se Ihren Mund! Se machen mer doch nich bange; ich hab schon so viel mitgemacht, daß ich mer for nisch mehr fürchte. Dazumal haben Se mer rausgebracht aus 'n Keller, da hab ich mer nich getraut — heut steh ich da mit de Fridchen, heut frau ich mer. Was meinen Se woll, zu meinem Pläster bin ich nich wieder hergekommen. Gutt hab ich's nie bei Ihnen gehatt. Wissen Se noch, wie Se mer ans Waschfaß gestellt haben, gleich den erichten Tag? De ganze dreidige Wäsche mußt ich waschen. Un noch dreißig Pfennig Kostgeld zugeben. Un ich hatt Sie doch friese Eier mitgebracht, ganze fünf Mandeln! Jawoll. Aber davon will ich jeh nich reden.“ Ihre Stimme wurde weich. „Da hab ich nu das kleine Mädchel, weiter nischte uf der Welt. Zu Hause haben se mer rausgeschmissen, in'n Dienst kann ich de Fridchen nich bei mer behaltn — un ich will se bei mir behaltn, ich muß se bei mer behaltn! Rumstoßen lassen, mein Fridchen —?“ Ihre Stimme sank bis zu leistem Murmeln, ein Zug von Schmerz zog ihre Mundwinkel abwärts, ihre Lippen zitterten. „O Jesez, ne!“ Sie war ganz blaß geworden; wie in tiefen Gedanken starrte sie vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Paria.

Von Eugen Tschirikow.

### II.

Es ist spät in der Nacht. Die langen, hohen Korridore des Krankenhauses werden von den halb heruntergeschraubten Gasflammen nur schwach erhellt und erscheinen in dieser Beleuchtung noch länger als gewöhnlich. . . . An beiden Seiten der Korridore zeichnen sich in regelmäßigen Abständen von einander als weißliche Quadrate die Türen der einzelnen Krankensäle ab.

Im Bureau des Krankenhauses geschieht etwas in diesen Räumen ganz Alltägliches: ein Schutzmänn bringt einen von der Straße aufgelesenen Kranken und übergibt ihn dem wachhabenden Feldscher.

Auf dem mittelgroßen, wachstuchbezogenen Tisch liegt in Lumpen gehüllt ein Knabe. Er ist bewußtlos: seine Augen bliden starr unter den halbgeschlossenen Lidern, die Händchen hängen schlaff

herab, die beschleunigte Atmung und die dicken Schweißtropfen auf der Stirn zeugen davon, daß der Ärmste hohes Fieber hat. Von Zeit zu Zeit flüstern seine Lippen verworrene Laute, und er versucht sich aufzurichten, aber die neben ihm stehende Krankenschwester und der Wärter drücken ihn wieder auf den Tisch zurück.

Am Tisch sitzt, verschlafen, mit zerzausten Haaren, der wachhabende Feldscher. Unzufrieden über die nächtliche Störung, schreibt er träge in einem großen Buch.

„Kommt des Nachts gekrochen . . . gerade als wenn es absolut nicht bis zum Morgen Zeit gehabt hätte . . .“ brummt er dazwischen und taucht höfe die Feder ins Tintenfaß.

Der Schutzmänn ist ebenfalls unzufrieden.

„Ja, was soll man machen, wenn doch der Leutnant befiehlt — sofort! . . . Hätte meinetwegen ganz gut bis morgen auf der Wache bleiben können. . . . Aber nein: sofort! . . . Ganz verdreht ist er. . . .“

„Ihr seid alle ganz verdreht!“ brumnte höfe der Feldscher.

„Stirbt, sagt er. . . . Bringe ihn sofort hin, sagt er. . . . Nichts dagegen zu machen. . . .“

„Ach Unsinn! Wenn er sterben soll, stirbt er bei uns auch . . . Wie ist der Vor- und Zuname, Stand, Alter, Wohnung?“

„Unteroffizier Jwan Petrowitsch Tschernow . . .“

„Ich frage Dich nach dem Jungen, und Du . . . Unteroffizier!“

„Ich dachte, Sie wollten meinen Namen . . . Vom Knaben kann ich Ihnen nichts . . . Gott weiß? . . . Haben uns abgequält und abgequält, um was rauszubekommen . . . Auf der Straße auf-gelesen. . . .“

„Na, wie trage ich ihn denn aber ein? Als Bauer? Als Kleinbürger? Oder wie?“

„Kann ich nicht sagen . . . Nach weiteren endlos langen zehn Minuten war die Aufnahme-prozedur beendet.“

„Bekomme ich keine Bescheinigung?“ fragte unsicher der Schutzmänn.

„Was für eine Bescheinigung denn noch? Ich habe doch ins Expeditionsbuch eingetragen, was für Lumpen er am Leibe hat . . . zum Teufel!“

„Ja . . . aber ich dachte, ich muß eine Bescheinigung darüber bekommen, daß ich den Jungen abgeliefert habe. . . .“

„Stören Sie hier nicht!“ unterbrach ihn der Feldscher.

„Ich dachte . . . der Ordnung wegen . . .“ flüsterte der Schutzmänn.

„Die Sache ist erledigt! . . . Adieu!“

Der Schutzmänn ging. Der Feldscher näherte sich dem Tisch, tippte dem Kranken mit dem Zeigefinger auf die Wange, ergriff seine Hand und ließ sie wieder fallen. Das Händchen hing schlaff vom Tisch herunter.

„Wie aus der Dungsgrube gezogen . . . Vor allen Dingen mal baden . . .“ sagte er gähnend.

„Auf welchen Krankensaal kommt er?“

„Nach oben, auf Nr. 2 . . . ansteckende Krankheiten . . . Typhus oder Scharlach . . . Temperatur muß gemessen werden . . .“

Der Wärter zog den Knaben aus, nahm ihn auf beide Arme und trug ihn ins Bad, während die Schwester nach der Kleiderkammer ging, um die Anstaltskleidung zu holen.

Man badete den Kranken, wusch ihm den Schmutz ab, zog ihm reine Wäsche an und brachte ihn in den Saal für ansteckende Krankheiten, wo soeben ein Bett freigeworden war.

Der Krankensaal Nr. 2 ist ein großes, hohes Zimmer mit fünf Fenstern an der einen Seite. An beiden Längswänden stehen in gleichmäßigen Abständen von einander die Betten. Die am Kopfende eines jeden Bettes befestigte hohe Stange mit dem schwarzen Tafelchen und dem „Krankenjournal“ verleihen dem ganzen Saal das Aussehen eines Kirchhofes: gerade als wenn man zwischen den Kreuzen in einer der armen Straßen der „Stadt der Toten“ steht. . . . Der Saal ist nur schwach beleuchtet. Dicht unter der Decke hängt eine Lampe, deren Flamme durch einen Schirm aus farbigem Stoff gedämpft wird. Durch den Lampenschirm dringt nur ein bläulichmattes Licht, weich und zart wie die Bläue des Himmels, so daß der Krankensaal in einem durchsichtigen, bläulichen Nebel zu schwimmen scheint. . . .

Die Lampe bewegt sich schwach und langsam — und der durchsichtige, bläuliche Nebel zittert und wogt wie zarter Dunst über einem See bei leichtem Sommerwinde. . . .

Durch die hohen Fenster des Krankensaales blickt dunkle Nacht. Die Lichter der Stadt flimmern wie weit, weit entfernte Sternchen.

Als Mitka die Augen aufschlug, ersah er, sein Herz begann heftig zu klopfen und ein Schrei des Entsetzens erstarr auf den halb-geöffneten Lippen. Die unbekannte, sonderbare Umgebung und die phantastische Beleuchtung des Krankensaales erschienen Mitka wie etwas Unwahrscheinliches, Unerklärliches, Uebernatürliches. Er lag auf dem Rücken und blickte unverwandt vor sich hin. . . . Die Decke, die Wände, die Fenster, alles umhüllt von bläulichem Nebel, schienen in einem unbegrenzten Aethermeer zu verschwinden, und Mitka vermochte nicht zu unterscheiden, wo oben, wo unten, wo Ende und wo Anfang. . . . Nur er selbst, sein „Ich“ sonderete sich scharf von der ganzen Umgebung ab: er fühlte, daß nur er selbst existiere, alles übrige aber unverständlich, unlösbar sei. . . .

Mitka empfand plötzlich das Verlangen, sich zu beruhren. Er beruhrte seinen Kopf und führte die Hand über die Brust, in welcher das erschredete Herzchen klopfte. Dann betrachtete er die nächste Umgebung. . . . Alles so sonderbar und unverständlich. . . . Unter

2]

dem Kopf so weich und auf dem Kopf so etwas Feuchtes, Kaltes, Knirschendes . . . Dieses Etwas kühlte den heißen Kopf so angenehm, gerade als wenn ein Wind darüber wehte.

Warum liegt dieses Etwas auf seinem Kopf? Wer hat es hingelegt? Ja, und woher kommt das Kissen? Und das weiße, reine Hemd? . . . Mitla besitzt kein solches Hemd . . . Wann hat er es bekommen, und wer hat es ihm angezogen? Und er liegt so bequem, so weich und ruhig . . . Ei gut! Möchte er immer so liegen, immer, immer. Möchte niemals aufstehen, gar nicht die Füße bewegen und sich umdrehen . . . Aber was ist das Schwere? . . . Aha, das ist eine blaue Decke . . . Wer hat ihn damit bedeckt? . . . Ei gut! . . . Der taube Großvater hat es gewiß auch gut: er hat gewiß auch ein Kissen und ein reines Hemd und eine Decke und das Kalte, das auf dem Kopf liegt und wie ein frischer, kühler Wind weht . . . Aber wo ist denn, der taube Großvater?

Mitla drehte das Köpfchen zur Seite und bohrte seine Augen unverwandt in den Raum.

Blau, blau, alles blau. . . Vor den Augen wird es bald dunkel, bald hell. . . Alles dreht sich, alles zittert, schwankt. . . Wolken, eine hinter der anderen. . . Etwas flimmert vor den Augen. . . Lange Stangen gleiten schnell, schnell vorüber. . . Und unter den Stangen liegen . . . Menschen. . . Ihre Gesichter sind blau, ihre Hände dünn. . . Sie liegen in weißen Kitteln. . . Nein, das sind nicht Stangen, das sind Kreuze. . . Kreuze und Tote. . . Und neben ihm auch solch ein Toter, blau und mager. . . Er stöhnt, er bewegt sich. . . Er will sich erheben. . . Mitla pöden. . .

Ein verzweifelter Schrei tödlichen Schreckens hallte durch den stillen Krankensaal. Mitla war von neuem in Bewußtlosigkeit gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin.)

Ein prächtiges Buch liegt vor mir. In zwei Stunden ist es gelesen, aber ich habe es zweimal gelesen, ehe ich daran gehe, von dem Buche zu reden. Die „Jugendgeschichte einer Arbeiterin“ ist ein österreichisches Buch. Es ist dies wohl nirgends gerade heraus gesagt. Die Verfasserin verbirgt „in nicht gerechtfertigter Bescheidenheit ihren Namen“, wie August Bebel in seinem dem Buche vorausgeschickten Geleitwort bedauernd sagt, aber wer nur ein wenig von österreichischer Parteigeschichte miterlebt hat, wer nur etwas von dem weiß, wie es im Anfang war, dem kann es nicht verborgen bleiben, daß diese Jugendgeschichte einer Arbeiterin auf österreichischem Boden spielt, daß sie gleichsam, ohne es zu wollen, auch ein Stück aus der Jugendgeschichte der Sozialdemokratie in Oesterreich erzählt. Indem die Verfasserin in dem letzten Drittel zeigt, wie heiß und schwer sich das Mädel aus der Vorstadt, die bildungshungrige Fabrikarbeiterin losrang von den Fesseln des traditionellen Sich-Fügen in das Unabänderliche, wie nur ein „fester Wille“ — unter diesem Motto spendet sie die ersten zehn Kreuzer der Parteikasse — den Berg von Hindernissen, inneren und äußeren Hemmnissen und nicht gewollten Verschämnissen überwinden konnte, entwirft sie uns ein so packendes Bild von der Klassenlage des Proletariats in Oesterreich in den Anfängen, besser in den Tagen der Wiedergeburt der sozialdemokratischen Partei Oesterreichs, daß auch das harte und heiße Ringen der Partei, ihr schwerer aber sicherer Aufstieg vor uns lebendig wird. Im Schicksal des einzelnen spiegelt sich das Schicksal der Masse.

Dem Schicksal des einzelnen, dieser einzelnen, sind die ersten beiden Drittel des Buches gewidmet. Und dieses Schicksal ist von mitfortreifender Gewalt. „Was ich von meiner Kindheit weiß“, sagt die Verfasserin auf der ersten Seite, „ist so düster und hart und so fest in mein Bewußtsein eingewurzelt, daß es mir nie entschwinden wird.“ Dann erzählt sie, einfach und schmutzlos, ohne Ziererei, ohne falsche Scham und ohne verschämte Hülsen die ganze fürchtbare Wahrheit ihrer Kinder- und Jugendtage. Je weiter man vordringt, desto lebendiger wird die Empfindung: Was du hier liest, ist wahr und wahrhaftig bis ins innerste, es ist der Widerhall ungezählter unterdrückter Schmerzensschreie und Seufzer eines gequälten Kindes. Für das Leid dieses Kindes hatte die ganze Umwelt kein Verständnis. Nicht der jähzornige, zum Trunk neigende Vater, vor dem das zarte Menschenpflänzchen eine so unbezwingliche Scheu hatte, daß die erfahrene Frau schreibt: „Ich erinnere mich nicht, ihn je angeredet zu haben, oder von ihm angesprochen worden zu sein.“ Aber auch nicht die Mutter, diese arme gequälte Frau, die früh verwaiset, mit sechs Jahren in den Dienst gekommen war, die nie eine Schule besucht hatte und darum auch nicht lesen und schreiben konnte. Ihrem Manne war sie nur Lasttier und Kindergebäuerin, die, verprügelt wie ein Hund, nicht die Stärke fand, der rohen Kraft, die über ihrem Leben waltete, zu entrinnen. „Unter schrecklichen Verhältnissen hatte sie jedes zweite Jahr ein Kind geboren, das sie dann sechzehn und achtzehn Monate an ihren

Brüsten nährte, um länger vor einem neuen Wochenbett bewahrt zu bleiben.“ Auch diese Mutter konnte in der Seele ihres Kindes nicht lesen und sie vermochte darum auch nicht dem gewaltigen Ringen zu folgen und später dem Aufstieg dieses Proletariats, wenn sie auch eine gute Mutter war, die ihr jüngstes Kind aufrichtig liebte und es führte, so gut sie es verstand und so gut es die höheren Verhältnisse gestatteten.

Bebel erinnert in seinem Geleitwort an das Geständnis einer der größten konservativsten Zeitungen Deutschlands beim Erscheinen von Göhres Schrift: „Drei Monate Fabrikarbeiter“, an das Geständnis, „daß wir über die Lebensbedingungen der halbwildern afrikanischen Völkern besser unterrichtet sind, als über die unserer eigenen untersten Volksschichten“. Diese Empfindung muß sich auch allen ecklich denkenden Menschen aufdrängen, denen diese „Jugendgeschichte einer Arbeiterin“ in die Hand geraten wird. Manches einer wird sich dann auch ehrlich gestehen, wie wenig ernst der Kinderreißer ist, den jetzt die bürgerlichen Ideologen und Staatssozialisten auf ihre Fahnen geschrieben haben, wie wenig wirksam er sein kann, gegenüber dem Massenelend, der notwendigen Folgeerscheinung des Kapitalismus. Die Quellen dieses Leids und Elends, dieser Pein und vielhundertfachen Marter zu verstopfen, vermögen sie nicht, kaum lindern können sie. Aber aufritteln müßte sie diese Schrift, sehend müßte sie sie machen, sie müßten an den verzerrten Schönheitslinien solchen Lebens erkennen, wie der Kapitalismus naturnotwendig allem, was sie schön und hehr und groß und erhaben finden, aller Menschenwürde und Menschentugend das Grab schaufelt und daß nur die Stärksten, die Edelsten im Willen, aus eigener Kraft diesem Schicksal entrinnen können. Daß die anderen aber untergehen müssen im Schmutz und Elend ihrer Klasse, wenn sie nicht der Sozialismus lehrt, „einer großen Sache aus Begeisterung zu dienen und dadurch dem Leben einen so hohen Wert zu verleihen, daß man viel ertragen kann, ohne nutzlos zu werden.“ So mögen denn die Besten und Ethiker mit innerem Grauen der Verfasserin in das elterliche Heim folgen, in dem der Vater, ein Weber, hoffnungslos daniederlag; in das Heim, dessen ganze Sorge die Frau zu tragen hatte, die kaum so viel erwerben konnte, als Arzt und Apotheker kosteten. Sie werden von einer Frau hören, die wie erlöst aufatmete, als endlich der Tod an das Bett des Mannes trat. Und doch konnte sie es diesem Manne, der, getrieben vom Alkoholeusel und aufgestachelt vom Widerspruchsgeist der Frau, sie und die Kinder so furchtbar gequält hatte, nie vergessen, daß er ohne ein verböhnendes Wort für sie und ohne eine Ermahnung an seine Kinder gestorben war.

Die Witwe hat viel Willen, Kraft, sie ist befeelt von dem Wunsche, zu zeigen, daß auch eine Mutter Kinder ernähren kann, aber aus ihrem harten Leben heraus hat sie nicht die Erkenntnis geschöpft, daß es ein Entrinnen nur geben könne durch tüchtigere Vorbereitung fürs Leben. „Wer bis zum zehnten Lebensjahre nichts lernt, lernt später auch nichts“, war eine ihrer Ansichten, denen sie auch zum Siege verhalf. Kaum war der Vater tot, der übrigens derselben Meinung war, so zerflatterte die Familie. Der Älteste, 18jährige griff zum Wanderstabe, zwei Brüder kamen in Meisterlehren und der 10jährige mußte aus der Schule und als Hilfsarbeiter in die Fabrik gehen. Die damals 6jährige Verfasserin kam eben zur Schule. Aber schon zwei Jahre später sehen wir sie erwerbstätig. Allgemeine Arbeitslosigkeit griff um sich und zudem war der 12jährige Hilfsarbeiter durch einen unglücklichen Sturz auf dem Glatteis jahrelangen Siechtum verfallen, dem er als 15jähriger erlag. Mit dem Sichwerden des jüngsten Sohnes war ein Ernährer weg und so mußte die 8jährige in die Drehsche treten. Bei einem Heimarbeiter nähte sie die Knöpfe auf Karten. Kaum war die Schule zu Ende, mußte sie zu ihm hin und bis 9 Uhr abends arbeiten, denn auch die wenigen Kreuzer, die sie damit verdiente, waren für ihre ärmlichen Verhältnisse unentbehrlich. Zum „Neuen Jahr“ mußte sie in die Häuser gehen und einen Glückwunsch aussagen, um ein paar Kreuzer geschenkt zu bekommen. Mit dem zehnten Jahre, als sie eben die dritte Volksschulklasse beendet hatte, überfiedelte die Mutter in die Stadt. Nun trat auch der Ruß an die Kleine heran. „Du bist schon ein großes Mädel und mußt nun ordentlich verdienen“, sagte die Mutter und damit war es mit der Schule zu Ende. Durch Unterlassung der Wohnungsmeldung war sie der Aufsicht der Behörden entklüpft und das Gewissen, nach ihrem Alter zu forschen, hatte keiner der vielen Arbeitgeber, denen das Kind nun im Laufe der Jahre seine Arbeitskraft verkaufen mußte. Tagsüber war sie nun 12 Stunden in einer Werkstätte, wo sie Lächer häkeln mußte. 20 bis 25 Kreuzer (24 bis 42 Pf.) waren ihr Lohn. Von 6 Uhr morgens bis 8 Uhr abends war sie von Hause weg. Rahm sie sich noch Arbeit mit nach Hause, so konnte sie noch einige Kreuzer dazu verdienen. Ihr Los schien ihr damals selbstverständlich, aber einen heißen Wunsch hatte sie; nur einmal wollte sie sich aus-schlafen können. „Schlafen wollt ich bis ich selbst erwachte, das stellte ich mir als das Herrlichste und Schönste vor.“ Ihre Mutter und sie teilten damals mit dem alten Ehepaar, bei dem sie zur Astermiete wohnten, eine Kammer. Mutter und Kind hatten ein Bett. Die alte Wohnungsgewerin, eine Wahrsagerin, laugte für andere Begehrend, nach dem Kind. Seidenbänder und Nähsereien waren der Köder, aber die Mutter war misstrauisch und so folgte

\*) Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin, von ihr selbst erzählt. Mit einführenden Worten von August Bebel. München 1909, Verlag von Ernst Reinhardt. Preis 1 M

dem ersten „Heim“ in der Stadt bald ein zweites: Wieder eine Kammer, die aber die Mutter gemietet hatte und die sie außer mit ihrer Tochter nun auch mit einem der Lehre entwachsenen Sohn und mit einem Kollegen dieses teilte. „Als einmal ein bekanntes Dienstmädchen stellenlos wurde, kam es auch zu uns. Es schlief bei meiner Mutter im Bett und ich mußte zu ihren Füßen liegen und meine eigenen Füße auf einen angeschobenen Stuhl lehnen.“ Auch das fittliche Elend solchen Bohnens trat bald an sie heran. Sie war damals 14 Jahre alt. „Einmal an einem Feiertage kam der Bettgeher abends allein nach Hause, und wir gingen schlafen, ohne daß mein Bruder da war. Ich lag neben der Mutter an die Wand gedrückt. Ich schlief wohl noch nicht fest genug, denn plötzlich erwachte ich mit einem Schredensschrei. Ich hatte über mir einen heißen Atem gespürt, konnte aber in der Finsternis nicht sehen, was es gebe. Mein Schrei hatte die Mutter geweckt, die sofort Licht machte und die Situation erkannte. Als mein Bruder kam, den wir nun wachend erwarteten, gab es eine aufregende Szene, und dem Schlaflosigen wurde gesündigt. Was ich erwartet und gewünscht hatte, geschah nicht. Er wurde nicht sofort weggeschickt und durfte bis zur Ende der Woche bleiben.“

In der Zwischenzeit hatte das Kind schon viele Wlücke in das harte Leben der Arbeit geworfen, oft schon die Werkstätten gewechselt, denn wo ein Kreuzer mehr zu verdienen war, dort mußte es hin. Kinderausbeutung aller Grade lernte sie an eigenen Leibe fühlen, als Lehrmädchen bei einer Zwischenmeisterin, die aus Seidenschürzen und Perlen Aufputz für Damenkonfektion herstellte, und der sie zugleich Diensthote sein mußte, als Lehr- und Kindermädchen bei einer Weihnäherin, als Arbeitslose, der alle Demütigungen der Arbeitsuche auferlegt waren, als Löcherin in einer Bronzewarenfabrik, als Hilfsarbeiterin in einer Patronenfabrik, in einer Metallrührerei, in einer Kartonagenfabrik, in einer Schuhwarenfabrik, als Fransenknüpfperin und endlich in einer Glas- und Schmirgelpapierfabrik. Auch die Gefahren der Arbeit lernte sie frühzeitig kennen. Als Löcherin wurde sie infolge der Verbrennungsgase von Schwindelanfällen heimgeführt, dazu gesellte sich gerade damals das erzählte Erlebnis mit dem Bettgeher, das ihre Seele erschütterte und die durch dauernde Unterernährung und Ueberarbeit ohnehin geschwächte Konstitution des Kindes erlag. Sie kam ins Krankenhaus. „Drei Wochen brachte ich im Krankensaal zu und — so paradox es klingen mag, es war die beste Zeit, die ich bisher gehabt hatte.“

Dort lernte sie Friedrich Schiller kennen. Ein Arzt hatte ihr die Gedichte Schillers und einige Dramen gebracht. Mit Heißhunger verschlang sie diese Bücher. Bis dahin hatte sie gelesen, was ihr untergekommen war. Zuerst Kolportageromane, Mitters, Räuber- und Indianergeschichten, Kaiser Joseph's Romane in 100 Hefen, die Familienblattromane letzter Sorte, Paul de Kock (als 13jährige), ohne in den Sinn einzudringen, wie sie selbst in einer köstlichen Erzählung schildert, Heiligenlegenden und Hofgeschichten. Mit Schiller war aber noch nicht die Wende vollzogen. Der Lesehunger war da, aber bald fehlte wieder die führende Hand. Wohl tauchen nun die Renaissances Gedichte auf, Wielands „Oberon“, Chamisso, aber Goethe fand die Heranreisende „unmoralisch“, und erst die „Wahlverwandtschaften“ bestimmten sie, immer mehr von Goethe zu lesen. Daneben sind es die Leitartikel eines literarischen Blattes, die ihr erwachendes politisches Interesse verschlingt. „Gesirmt“ zu werden bleibt ihre Sehnsucht, Kirchengänge und inbrünstiges Beten in der Kirche, Wallfahrten, um sich etwas auszubitten, — die Schilderung einer solchen Wallfahrt zählt zu dem Besten des Buches —, unterbrechen immer wieder den normalen Lauf der Dinge, der Rot und Glend heißt.

Aber überall sammelt sie Erfahrungen, beobachtet sie, denkt sie, sucht Zusammenhänge, ohne den richtigen Ausdruck für ihre Empfindungen zu finden. Schon hat sie die Geschichte der französischen und der Wiener Revolution gelesen, aber noch immer ist sie von überschwänglichen dynastischen Gefühlen beherrscht, noch immer glaubt sie, trotz leisen Zweifeln, an eine gottgewollte Ordnung, ja vorübergehend sympathisiert sie mit der damals besonders stark auftretenden antisemitischen Strömung, bis dann endlich ein Ereignis eintritt, das ihr den Weg zu einer einheitlichen Auffassung weist. Damals wurden viele Sozialdemokraten als „Anarchisten“ verfolgt und die Reden, die bei diesen Anarchistenprozessen gehalten wurden, vermittelten der jungen Arbeiterin die Anschauungen der Angeklagten. „Jeder einzelne Sozialdemokrat, den ich aus der Zeitung kennen lernte, erriechen mir wie ein Gott. Daß ich selber Mitkämpferin werden könnte, fiel mir gar nicht ein.“

Aber sie wurde es sehr bald. Sie war unter den ersten Frauen, die an der sozialdemokratischen Bewegung Oesterreichs Anteil nahmen, die sozialdemokratische Zeitungen lasen, die in Versammlungen gingen und vielleicht die erste, die der Frau die sozialistische Rednertribüne eroberte. Dieser Entwicklungsgang von der getretenen, gestohlenen, ausgebeuteten und von ihrer ganzen Umgebung unverständenen Arbeiterin zur Agitatorin ist wohl der interessanteste Abschnitt des Buches für den praktischen Politiker, zugleich aber auch für alle Mitleser. Diesen ist ja eigentlich das ganze Buch gewidmet. „Was mich bewogen hat, zu schreiben, wie ich Sozialistin geworden bin, war einzig der Wunsch, jene vielen Arbeiterinnen, die mit einem Herzen voll Sehnsucht nach Betätigung stehen, aber immer wieder zurückschrecken, weil sie sich nicht die Fähigkeit zutrauen, etwas leisten zu können, Mut zu machen.“

So läßt sie das Buch ausklingen, von dem Nebel wünscht, daß es in zehntausenden Exemplaren Verbreitung finde. Das Buch selbst wird diesen Wunsch erfüllen, ist es doch gleicherweise wertvoll für den Agitator und Gesellschaftsforscher, für die Wissenden und Unwissenden, für die Aufstrebenden und für die große Masse jener, in denen es erst zu dämmern beginnt. Dazu ist es ein echtes Frauenbuch: Mit ganzem Herzen geschrieben und darum packend und spannend von der ersten bis zur letzten Zeile.

Mag Winter.

## Kleines feuilleton.

### Aus dem Gebiete der Chemie.

**Vaseline und Lanolin.** Diese beiden Stoffe sind wohl die bekanntesten und am meisten angewandten Salben unseres Arzneischatzes. In allen Kliniken und im Privatgebrauch finden sie beim Verbinden von Wunden und harmloseren Verletzungen, ferner zu kosmetischen Zwecken als billige Hautpflegemittel vielfache Verwendung. Trotzdem sie in ihrer Wirkungsweise und Anwendung einander außerordentlich nahestehen, ja für genau die gleichen Zwecke benutzt werden, sind sie in ihrer Herkunft und Gemischen Zusammensetzung doch außerordentlich verschieden. Die Vaseline ist ein gelbliches, schmalzartiges Produkt, welches aus Kohlenpetroleum (meist amerikanisches) durch langsames Verdunstenlassen der leichtflüchtigen Bestandteile und durch darauf folgende Raffination des Verdunstungsrückstandes mit Säuren und besonderen Bleichmitteln gewonnen wird. Nach diesem Verfahren wird die im Gebrauch sehr angenehme amerikanische Vaseline hergestellt, während die deutsche Vaseline durch Auflösen von Paraffin in guten, farblosen Paraffinölen bereitet wird. Auch Paraffin und Paraffinöl sind Produkte, welche aus Kohlenpetroleum nach Abdestillation der dünnflüssigen Bestandteile desselben gewonnen werden. Bei uns gewinnt man bedeutende Mengen Paraffin aus Braunkohlenrückständen, namentlich im Bezirke der sächsisch-thüringischen Braunkohlenreviere. Jedemfalls ist die Vaseline ein Produkt, welches nicht dem lebenden Tier- oder Pflanzenreiche entstammt, sondern vielmehr dem Mineralreiche angehört. In chemischer Hinsicht stellt sie ein Gemenge mehrerer Kohlenwasserstoffe dar, die zum größeren Teile alle der gleichen Gruppe, den sogenannten Grenzkettenwasserstoffen zugehören. Die Zusammenlegung der Vaseline aus Kohlenwasserstoffen ist der Grund, warum sie niemals ranzig werden kann. Ranzig können nämlich nur solche Stoffe werden, die in irgend einer Form Säuren enthalten. Sobald diese frei werden — meist handelt es sich um die in Fetten enthaltenen Fettsäuren —, üben sie die spezifische, ätzende und die Gewebe angreifende Wirkung der Säuren aus. Darum eigenen sich ranzig werdende Stoffe nicht sehr zur Salbenherstellung. Gerade weil die Vaseline vermöge ihrer chemischen Zusammenlegung aus Kohlenwasserstoffen niemals sauer, das heißt ranzig, werden kann, hat sie die ungeheure Verbreitung über die ganze Erde gefunden.

Eine völlig andere, beinahe oder ganz so verbreitete Salbe ist das Lanolin, das in den letzten Jahren namentlich eine so reichliche Verwendung erhalten hat, vielleicht dank der immensen Nektame, mit der dieses allerdings gute Mittel angepriesen wurde. Trotzdem es ganz denselben Zwecken dient wie die Vaseline, ist es doch in Ursprung und Art seiner chemischen Zusammensetzung vollkommen verschieden. Lanolin ist ein Tierprodukt, dessen Rohmaterial das aus der gewöhnlichen rohen Schafwolle gewonnene Wollfett darstellt. Dieses rohe Wollfett, das in gewöhnlichem Zustand eine schmierige, schmutzig gelbbraune, unangenehm riechende Masse bildet, wurde früher als Abfallprodukt einfach fortgeworfen; ja es mußte sogar die Abfuhr noch vergütet werden. Heute bildet das Wollfett ein teuer bezahltes Rohmaterial einer von Jahr zu Jahr wachsenden Industrie. Das Wollfett wird nach verschiedenen Verfahren raffiniert, meist mit Benzol extrahiert und von schmutzigen Beimengungen befreit. Darauf wird es in Zentrifugen ordentlich durchgeseiht und oft mit einer beträchtlichen Menge Wasser verlegt. Denn es ist dadurch ausgezeichnet, daß es große Portionen Wasser in sich aufnimmt, das nicht wieder ausgeschieden wird, sondern mit dem Fett eine homogene Masse bildet. Das so behandelte und gereinigte Wollfett ist schön weißgelb, von angenehmen Aussehen und leicht sämmerender Konsistenz und fast geruchlos. Dieses Produkt ist das gewöhnliche, allbekannte Lanolin; von den unangenehmen Eigenschaften des Ausgangsmaterials, dem Geruch, dem schmutzigen Aussehen, der Klebrigkeit des rohen Wollfettes, ist bei einem guten Präparat nichts mehr zu spüren. Auch in chemischer Hinsicht ist das Lanolin von der Vaseline völlig verschieden. Es ist ein richtiges Fett, also aus höheren Alkoholen und an diese gebundenen Fettsäuren zusammengesetzt. Deshalb kann dieses Material bei längerem Liegen auch ranzig werden, wenn auch die Fettsäuren ziemlich fest an die Alkohole gebunden sind. In anderen Fetten sind die Fettsäuren meist an den dreiwertigen Alkohol Glycerin gebunden, darum nennt man diese Fette auch Glyceride; im Lanolin sind die Fette vornehmlich an das ebenfalls zur Gruppe der Alkohole gehörende Cholesterin geletet. Jedemfalls sieht man, daß beide, Lanolin und Vaseline, aus ganz groben Rohstoffen, Wollfett und Kohlenpetroleum, zu den feinsten unserer Salben hergerichtet werden.

W.